

Jana Göbel
Matthias Meisner (Hg.)

Ständige Ausreise

Schwierige Wege
aus der DDR



Ch. Links Verlag

Beate Tyron

»Der Uwe wollte schon immer weg«

*Fünf Jahre dauerte es, bis Uwe-Carsten Günnel 1984
endlich die DDR verlassen konnte.*

Schon als Jugendlicher hatte er sich dem System verweigert, die FDJ abgelehnt und später auch die Musterung für die Armee. Der Thüringer Uwe-Carsten Günnel wollte unbedingt raus aus der DDR. Weil er auf seinen Ausreiseantrag, den er viele Male wiederholte, keine Antwort erhielt, schrieb er ans ZDF. Die Folge: dreieinhalb Jahre Haft.

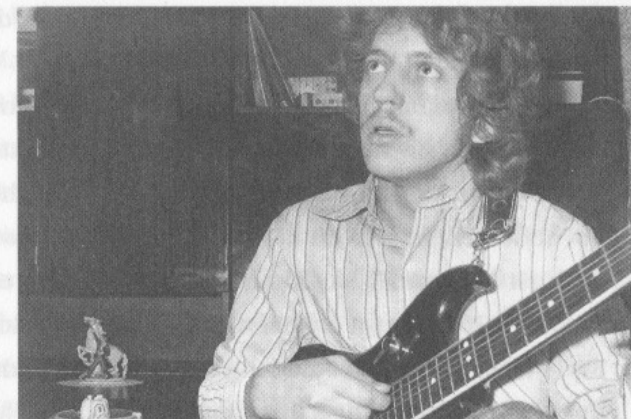
Er sieht müde aus. Und traurig. Als ich im Dezember 2018 anrief und fragte, ob er mit mir noch einmal über seine Geschichte redet, sagte er gleich zu. Klar, Ehrensache. Jetzt sitzen wir in seiner Küche im thüringischen Köllda, und ich frage mich, was mich an ihrem Anblick irritiert. Zweimal habe ich hier schon gegessen, auf derselben Eckbank, zweimal die Geschichte von Uwe-Carsten Günnel fürs Fernsehen erzählt. Es ist schon ein paar Jahre her: der rebellische junge Mann, der unbeugsame Häftling, die Liebe seines Lebens, die selbst Gefängnismauern übersteht. Darum ging es damals.

»Sibylle ist weg.« Es fühlt sich an, als habe er den Boden verloren. Als Uwe-Carsten Günnel – kurz UCG – im Sommer 1979 den Ausreiseantrag in seine Schreibmaschine tippte, war er 24 Jahre alt, ein kämpferischer, wütender junger Mann. Er hat keine besonderen Erinnerungen an diesen Tag. Es gab keinen konkreten Anlass, sagt er. »Es

war einfach genug. Ich wusste: Du kannst hier nicht leben mit dieser Einstellung, das geht nicht.« Gegängelt fühlte sich UCG schon seit Jahren. Weil er lange Haare hatte, Schlaghosen trug und den Eintritt in die FDJ verweigerte. Nach der 8. Klasse verließ er die Schule. UCG wurde Zerspanungsfacharbeiter, staatlich gelenkt. In Abendschulkursen holte er die 10. Klasse nach, während seiner Lehrzeit. Er träumte damals noch davon, einmal zu studieren. Gearbeitet hat UCG allerdings immer in der Bäckerei seiner Mutter, er kannte alles von Kindesbeinen an. Den Günnels ging es damals materiell gut in Kölleda. Uwe-Carsten, der einzige Sohn neben drei Töchtern, verfügte früh über ein Motorrad, über Autos, über Geld. »Ich wollte aber frei sein«, sagt er. Es hört sich so selbstverständlich und einfach an. In der Enge der real existierenden DDR allerdings ist das ein unverfrorener, ein fast schon krimineller Wunsch.

UCG spielte Klampfe, traf sich mit Kumpels zum Musikmachen. Was Jugendliche in einer Kleinstadt eben so machen. Mit einem verschmitzten Lächeln erzählt er von Aktionen, wie sie nachts durch Kölleda zogen, 1.-Mai-Plakate runterrissen oder mit nasser Kreide Sprüche auf Schaufenster schrieben. Erst am Morgen war dann lesbar, dass die DDR ein Unrechtsstaat sei, gelenkt von Moskau oder ein Paradies für Funktionäre. »Ich war einfach wütend.« Und die Wut wurde immer größer. Auch weil die DDR ihnen vorschrieb, dass sie nur 40 Prozent Westmusik bei ihren Auftritten spielen durften. »DDR-Musik habe ich gehasst. Das war wieder so ein Punkt, wo du merkst, du bist nicht frei.«

»Der Uwe wollte schon immer weg«, erinnert sich seine Zwillingsschwester Manuela. »Und er hat sich nichts gefallen lassen.« Manuela hatte Ende der 1970er-Jahre schon eine eigene Familie, lebte im benachbarten Sömmerda. Uwe kam häufig vorbei. »Der hatte immer Hunger«, lacht sie. Klar, über seinen DDR-Frust sprachen sie auch. Das sei irgendwie normal gewesen. Dass UCG die Musterung für den



Uwe-Carsten
Günnel, 1980
(Foto: privat)

Armeedienst verweigerte, passte dann schon fast ins Bild, das sich die Behörden längst von ihm gemacht hatten – und er sich von ihnen. Er wurde zwangsvorgeführt, später aber ausgemustert. Als Folge, erinnert er sich, musste er seinen Personalausweis gegen den sogenannten PM 12 tauschen, einen Behelfsausweis, mit dem UCG weder ins sozialistische Ausland noch in grenznahe Gebiete oder nach Berlin reisen durfte. »Da bist du gezinkt.« So sei er mal bei einer Verkehrskontrolle in Sömmerda angehalten worden. Als er den PM 12 vorzeigte, kontrollierten die Polizisten gleich genauer, konnten aber offenbar nichts finden. »Meine Autos waren immer tiptopp.« Trotzdem sollte er Strafe zahlen. Wofür? Weil er im Halteverbot gestanden habe. Allerdings hatte ihn die Polizei ja genau dort gestoppt. »Die haben nur gegrinst und gesagt: ›Sie wissen doch, Sie können erzählen, was Sie wollen.‹« Seine nachträgliche Beschwerde brachte natürlich nichts. Er musste zahlen für Stehen im Halteverbot.

Schon als Jugendlicher wurde UCG mehrfach kurzzeitig festgenommen. »Unter allen möglichen Vorwänden – Schlägerei, Betrug, oft aber auch als sogenannte polizeiliche Kontrollmaßnahme, sogar als Honecker mal in Dresden war.« Solche Dinge waren es, die ihn immer wieder

rasend machten und die letztlich mit dazu führten, dass er 1979 einen Ausreiseantrag stellte.

Der blieb zunächst unbeantwortet. Nicht mal eine Eingangsbestätigung hätten sie ihm geschickt. Irgendwann rannte er zum Rat des Kreises, Abteilung Innere Angelegenheiten. Die Sachbearbeiter ließen ihn auflaufen, fragten immer nur, warum er denn wegwolle, es lägen doch gar keine wirklich triftigen Gründe vor. So ging es wohl viele Male. Vielleicht 20 Mal, sagt er kopfschüttelnd, habe er sich beschwert, immer wieder, und auf Bearbeitung seines Antrags gedrängt, schriftlich, mündlich. Er wollte die Behörden nerven. »Vielleicht lassen sie mich dann ja raus«, so sein Kalkül.

Im Dezember 1979 sah er eher zufällig im Westfernsehen das *ZDF-Magazin* mit den »Hilferufen von drüben«. Er beschloss, Moderator Gerhard Löwenthal zu schreiben.

UCG klatscht sich mit der flachen Hand an die Stirn, flüstert: »Ich war so naiv. Ich hatte mich bis dahin doch noch nie wirklich mit der Stasi befasst. Wenn ich gewusst hätte, dass das automatisch aussortiert wird, hätte ich das doch nicht gemacht.« Weil im Fernsehen eine Postfachadresse angegeben war, glaubte er, keiner werde erfahren, wohin der Brief gehen sollte, eine unverdächtige Postsendung also. UCG schrieb dem ZDF-Moderator, dass sein Ausreiseantrag bisher nicht genehmigt worden sei, dass er die Schnauze hier voll habe, was ihm alles nicht passte in und an der DDR. Zwei Seiten waren es. Er hängte eine Abschrift seines Ausreiseantrages an und hoffte, dass ihm die Fernsehleute im Westen helfen würden. Fatal. Denn dieser Brief sollte UCG zum Verhängnis werden.

Im August 1980 – ein halbes Jahr nach seinem Westbrief – stürmte die Stasi die Bäckerei. UCG wurde verhaftet und kam ins Stasi-Untersuchungsgefängnis nach Erfurt. Tagelang sei er verhört worden.

Seine Familie erfuhr erst einmal nichts weiter. »Irgendwann sind

wir einfach nach Erfurt gefahren zur Stasi«, erinnert sich seine Zwillingsschwester Manuela. »Ich hab einen Rabatz gemacht. Ich hatte so eine Wut, einen Hass. Die Mutter hat immer geweint und gesagt, ich solle ruhig sein, sonst passiert noch was. Aber ich bin wie Uwe, ich lass mir nichts gefallen.« Trotzdem mussten Mutter und Schwester unverrichteter Dinge wieder nach Hause fahren. Zumindest wussten sie jetzt, dass Uwe in Untersuchungshaft saß. Warum, sagte man ihnen nicht.

Auch ihm selbst sagte niemand, warum er verhaftet worden war. In den Monaten zuvor war UCG von der Stasi offenbar umfassend überwacht worden. »Die haben sogar Weiber auf mich angesetzt, es gibt entsprechende Fotos.« Das erfuhr UCG allerdings erst viele Jahre später – aus seiner Stasi-Akte. Sie fragten nach Sprengstoff, nach Bomben. Er hatte keine Ahnung. Er dachte, es gehe vielleicht um seine Schau-fensteraktion. Das aber konnte die Stasi offenbar nie aufklären. Irgendwann kriegte er mit: Der Brief an das *ZDF-Magazin* war es. »Ein Brief. Ich bin bald wahnsinnig geworden. Deshalb haben sie mich verurteilt. Ich hab doch nur ein bisschen gemeckert, dass ich schon so lange einen Ausreiseantrag gestellt habe und ob die mir nicht ein bisschen helfen könnten. Das war mein Staatsverbrechen.«

UCG wurde nach seiner Verurteilung – drei Jahre und sechs Monate Zuchthaus nach Paragraph 100 des Strafgesetzbuches der DDR: landesverräterische Agententätigkeit – nach Cottbus verlegt. Hier musste er seine Haftstrafe absitzen. Kurzzeitig schöpfte er Mut: Vielleicht geht es doch schnell vorbei wie ein böser Traum. »Cottbus galt unter Gefangenen als Sprungbrett in den Westen«, erinnert er sich. »Ach, dachte ich, vielleicht musst du nur ein, zwei Monate absitzen ... Das war manchmal so. Aber ich nicht. Mich haben sie alles absitzen lassen. Jeden Tag.«

UCG hat seine Geschichte schon oft erzählt. Langweilt, belastet oder nervt ihn das nicht? Nein. »Ich sag das ganz ehrlich. Für mich ist

das eine Genugtuung – auch jetzt. So war das auch vor dem Landgericht Cottbus in den 1990er-Jahren. Ich habe es ja mit geschafft, zwei Schließer zu verurteilen. Die haben mich vor Gericht erzählen lassen, zweieinhalb Stunden lang. Ich dachte, ich gehe denen auf den Kranz. Aber das war nicht so. Da konnte ich mich richtig auslassen. Die Totschläger und so, das haben sie mir alles vorgelegt ... Das war richtig herrlich für mich. Die meisten wollen damit ja nichts mehr zu tun haben. Aber ich brauche das, so eine Art Abrechnung. Die Geschichte hat mir recht gegeben.« Im Mai 1997 verurteilte das Landgericht Cottbus den ehemaligen Gefängniswärter Hubert Sch. – er wurde von den Häftlingen »Roter Terror« genannt – zu zwei Jahren und acht Monaten Gefängnis. Im Juni 1999 wurde auch Horst J., wegen seines dunklen Teints von den Gefangenen »Arafat« genannt, wegen vorsätzlicher Körperverletzung in 23 Fällen zu zwei Jahren und drei Monaten Freiheitsstrafe verurteilt.

Auch im Gefängnis blieb UCG aufmüpfig. »Ich habe die Arbeit verweigert, ich wollte ja das DDR-System nicht noch stärken, ich war radikal.« Er erzählt davon, wie er auch andere Häftlinge zum Streik zu bewegen versuchte, wie er gegen Impfungen, die der Gefängnisarzt anordnete, mobilmachte. Immer wieder, viele, viele Male sei er deswegen in eine spezielle Einzelhaftzelle gesteckt worden, den sogenannten Tigerkäfig. UCG beschreibt ihn so: Gitterstäbe gut einen Meter von der Wand entfernt, innen zirka zwei mal drei Meter Platz. Die sei er pausenlos abgegangen – hin und her, hin und her, immer diagonal, was einen kleinen Schritt mehr bedeutete. Fenster konnte er nicht öffnen, auf Toilette nur morgens und abends. »Das war der Tiefpunkt meines Lebens.« Hungerstreik. Raus. Zwangsernährung im Haftkrankenhaus. Wieder rein. Sein Hass auf die DDR und ihre Justizvollstrecker wurde dadurch nicht gebrochen, sondern nur größer.

Ab und an durfte er Zeitung lesen. Das *Neue Deutschland*, das Par-

teiorgan – was sonst. Er habe ganz kleine Meldungen gefunden, aus Polen, von Unruhen in den Werften. »Das hat mir schweinemäßig Kraft gegeben: Im Osten entwickelt sich was.« Nur zweimal, erinnert er sich, ließen sie Besuch nach Cottbus kommen, seine Mutter. Sie weinte. Er weinte. Wirklich reden konnten sie nicht. Auch von den vielen Postkarten und Briefen seiner Freundin Sibylle erfuhr UCG im Gefängnis nichts. Sie wurden ihm erst bei seiner Entlassung übergeben.

Sibylle hatte er im Sommer 1980 beim Tanz kennengelernt, kurz vor seiner Verhaftung. Sie merkten schnell: Sie waren nicht nur verliebt, sondern wollten beide raus aus der DDR. Sibylle kam aus Eisleben, sie war 15 Jahre alt, und ihr imponierte dieser rebellische Wuschelkopf. Die gesamte Haftzeit schrieb sie ihm und besuchte regelmäßig seine Mutter in Kölleda. Sie hielt zu ihm, auch wenn ihr immer wieder Leute sagten: Lass den doch, der hat dich längst vergessen. Oder warum antwortet der nicht auf deine Post?

Im März 1984 wurde Uwe-Carsten Günnel aus der Haft entlassen – nicht in den Westen, wie er gehofft hatte, sondern in die DDR. Zunächst wurde er nach Weimar überführt. Dort wartete seine Familie vor dem Gefängnistor – und wurde wieder heimgeschickt. Die Stasi brachte ihn direkt zur Kreisdienststelle in Sömmerda, wo sie ihm sagten, sein Ausreiseantrag werde nun wohlwollend geprüft. »Jeder Antragsteller weiß, wenn das Wort ›wohlwollend‹ auftaucht, dann geht es in den Westen.« Deshalb hielt UCG auch alle Auflagen ein, die sie ihm erteilten. Zum ersten Mal in seinem Leben. Das einzige Mal. Dreimal am Tag bei der Polizeidienststelle Kölleda melden, das Haus ansonsten nicht verlassen, keine Kontakte.

Eine Woche später stand die Stasi wieder vor der heimischen Bäckerei. »In zwei Stunden müsse ich das Hoheitsgebiet der DDR verlassen, 14.29 Uhr fährt der Interzonenzug in Weimar ab.« Wieder stieg er ins Auto der »Genossen«, fuhr zur Sparkasse, wo er sich eine Schulden-

freiheitserklärung ausstellen lassen musste, fuhr zum Rat des Kreises, wo er seine Ausbürgerungsurkunde erhielt. »Da wurde wenig gesprochen. Meine Mutter hat geheult wie verrückt, meine Schwester kam noch zu uns. Die sind dann auch nach Weimar gefahren, um mich zum Zug zu bringen. Ich war ganz traurig. Aber auch ganz freudig. So einen schönen Zug hatte ich noch nie gesehen. Hab mich gegenüber einer Frau gesetzt, die war vielleicht so 80 Jahre, sah ganz anders als DDR aus. Ich hab die gleich angequatscht. Sagt sie: ›Junger Mann, das werden Sie nicht bereuen, dass Sie in den Westen gehen.‹ Ich sage: ›Ach, die schönen Polster.‹ Sagt sie: ›Wenn wir über die Grenze fahren, dann ist auch das Knallen der Schienen weg.‹ Es war auch genau so.«

Am 27. März 1984 verließ Uwe-Carsten Günnel die DDR mit einer Reisetasche. Schon im Zug wusste er: Im Westen wird er weiter gegen diesen Staat kämpfen. Und so kam es. Mahnwachen, Flugblätter, Interviews. Mehrfach demonstrierte er an der Grenze – unter anderem am Berliner Grenzübergang Checkpoint Charlie – für die Freilassung von DDR-Gefangenen, auch für die Freilassung von Sibylle. Die war 1984, kurze Zeit nach seiner Ausreise in den Westen, zu dreieinhalb Jahren im Frauengefängnis Hoheneck verurteilt worden. Ihr Vergehen: Auch sie hatte einen Ausreisantrag gestellt und schrieb UCG in den Westen – »Ungesetzliche Verbindungsaufnahme« laut Paragraf 219 des Strafgesetzbuches der DDR, also unerlaubter Briefkontakt zum Feind. Uwe-Carsten Günnels Stasi-Akte wurde in diesen Jahren erst richtig prall. Seine Familie im Osten erfuhr erst jetzt, als er weg war, immer wieder Schikanen. Seine Schwester Manuela erzählt, mehrfach habe man sie gehindert, nach Bulgarien oder in die ČSSR zu reisen. Und sie erinnert sich an Observationen. »Die Stasi fuhr ja immer einen grünen Lada.« Angst wollte man ihr wohl machen. Und selbst Sibylle sei während der Haft von der Stasi mehrfach angehalten worden, dafür zu sorgen, dass UCG aufhöre zu demonstrieren, drüben im Westen. Im Sommer 1987

wurde sie schließlich direkt aus dem Gefängnis in die Bundesrepublik abgeschoben. Endlich waren die beiden zusammen. Sieben Jahre hatten DDR-Gefängnisse sie getrennt. Ihre Liebe war noch da.

Die Küche, denke ich, hat verlernt, eine Küche zu sein. Das ist es. Das irritiert mich so. Als wäre das Leben aus ihr verschwunden. UCG lächelt müde. »Sie ist auf einmal durchgedreht. Sie wollte plötzlich dies und das, bestellen hier, bestellen da. Sie wolle auch mal leben, hat sie gesagt. Das ist doch alles ein Quatsch ...« UCG schüttelt den Kopf. Dabei habe sie hier doch alles gehabt: den Autohandel, den sie ab 1990, nach ihrer Rückkehr, 20 Jahre lang hier betrieben, die Häuser, die er gekauft und ausgebaut hat und nun vermietet – all das habe der Familie doch ein sorgenfreies Leben ermöglicht. UCG ist 63 Jahre alt. Richtig arbeiten muss er schon lange nicht mehr. Er sei bescheiden. Und es reicht. Keine protzige Einrichtung. Ein unscheinbares Haus an einer unwirtschaftlichen Straßenkreuzung. Der einzige sichtbare Luxus: Er fährt Mercedes E-Klasse Coupé. Sibylle, sagt er, sei damit wohl nicht mehr zufrieden gewesen. Seit zwei Jahren sind sie geschieden. Der gemeinsame Sohn, ein stiller, eher menschen scheuer Bursche Anfang 20, wohnt bei ihm.

Nein, er sieht sie eigentlich nicht mehr. Die Stasi-Haft in der DDR hat ihn nicht gebrochen, er hat immer gekämpft. Nun ist Sibylle weg, und es rührt mich, ihn so an seinem Küchentisch zu sehen.

Uwe-Carsten Günnel lebt seit 1990 wieder in Köllda. Er ist an den Ort zurückgekehrt, aus dem er eigentlich immer weg wollte. Er sagt, es sei eben seine Heimat, hier lebt seine Mutter, eine seiner Schwestern. Und jetzt fühle er sich hier ja frei. Dass er auf der Straße auch Leuten begegnet, die ihn einst bespitzelten, belastet ihn offenbar nicht. Sie wechseln meistens die Straßenseite oder gucken nach unten, sagt er. Er hatte nie das Bedürfnis, sie zur Rede zu stellen.